

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 207.

Dienstag, 5. September.

1916.

Frau Minchens Narretei.

(27. Fortsetzung.)

Humoristischer Roman von Räte van Beeler.

(Nachdruck verboten.)

Mehr war nicht aus ihm herauszubekommen. Sie kannte ihn, wenn er nicht reden wollte, redete er nicht. Also ließ sie ihn gehen, nahm sich aber vor, auf ihn und Fränze ein wachames Auge zu haben, denn zu einem öffentlichen Skandal durfte es nicht kommen und den beiden war entschieden nicht zu trauen.

Es hielt nur etwas schwer, den Vorsatz des Wachsens genau durchzuführen. Sie wurde gerade jetzt durch all die Hochzeitsvorbereitungen so stark in Anspruch genommen, daß sie für daneben liegende Angelegenheiten kaum einen Augenblick Zeit behielt. Entweder war sie auf dem Vorwerk, das ganz nach Ludovikas Wünschen umgebaute Haus einzurichten, oder in der Stadt, um einzukaufen und wieder einzukaufen. Lumpen ließen sich die Schwiegereltern nicht, das mußte sie immer wieder anerkennen. Frau Minchen stattete das Mädchenkind wirklich wie ein solches aus. Die Nidels mußten doch sehr dick im Golde sitzen, daß sie so verschwenden konnten! Ja, verschwenden nannte Fritz Nidel es auch. Bei den Ausgaben, die diese Zeit mit sich brachte, kam sein Verhältnis zu seiner Frau, das sich unter dem Druck von Frau Amaliens Andeutungen für kurze Zeit innig und herzlich wie in alten Tagen zusammengezogen hatte, wieder vollkommen auseinander. Neben der fatalen Redensart: „Es ist doch nur mein Eigentum, von dem ich nehme“ ging jetzt immer noch das sich allmählich vorwurfsvoll gestaltende Wort: „Ich tue es, um unsere Vergangenheit zu decken.“ Und dagegen kamen seine Ermahnungen und die Erklärung, daß damit nichts getan sei, nicht mehr auf.

Frau Minchen war wie besessen; Ludovikas Schönheit hielt sie mehr als je im Bann und außerdem war ein Teil dieser fast leidenschaftlichen Parteinahme wohl nicht mit Unrecht jetzt darauf zu schreiben, daß sich die im innersten Herzen gekränkte und von der eigenen Tochter zurückgesetzt fühlende Mutter mit Ostentation dahin wandte, wo all ihren Eigenheiten geschmeichelt wurde, sie nie auf Widerspruch traf und in allen Dingen vollem Verständnis begegnete.

Fee schloß sich in dieser Zeit wieder mehr und mehr an ihren Vater an. Die beiden machten wieder ihre gemeinsamen Ritte, denn Eugen, so hatte es die Mutter gewollt, wurde jetzt zum Schluß in alle Vorbereitungen für sein künftiges Heim mit hineingezogen und wenn ihm diese auch vollkommen gleichgültig waren, so machte es ihn doch felig, unausgesetzt in Ludovikas Nähe weilen zu dürfen und von allen Lasten seines nach wie vor ungeliebten Berufes befreit zu sein.

Die beiden Schwiegermütter und das Brautpaar bildeten also eine viel beschäftigte Gruppe für sich und Vater mit Fee, zu denen sich meistens der eingetrossene Feriengast Rolf Schweichler gesellte, die zweite.

Über dieser lag viel Sonnenschein, Harmonie und Frieden. Vater Fritz vergaß seine Sorgen, wenn er mit den beiden Kindern durch die Felder ritt oder bei den Freunden wie in alten Zeiten nachbarlich vor-

sprach und ein Weilchen verplauderte. Dann fiel alles von ihm ab, was sich in dem neuen Treiben des vergangenen Jahres unecht und unangenehm angefühlt hatte und er war wieder der schlichte, gemüthliche Mann von einst.

Er hielt auch darauf, daß Fee im Verkehr mit Schweichlers nicht gehindert wurde, wie seine Alte, aufgehebt von den hämischen und anzüglichen Bemerkungen der Schwägerin und Schwiegertochter, es anfangs verlangte. Grämlich hatte Frau Minchen erklärt, daß es sich für ein erwachsenes Mädchen nicht schide, Deuten, die einen heiratsfähigen Sohn hätten, das Haus mit Besuchen einzurennen. Aber ehe sie noch weiter reden konnte, war ihr Mann in heißem Born aufgefahren und hatte allerlei gesagt, was weder Frau Minchen, noch, wenn es zu ihren Ohren gedrungen wäre, den beiden anderen, streng auf Sittlichkeit haltenden Damen gefallen hätte.

In solchen Fällen wußte Fritz Nidel sein Hausherrn- und Vaterrecht zu behaupten. Das Geld gehörte seiner Frau, gehörte ihr allein und so lange sie nicht all zu toll damit wirtschaftete und damit nicht das Wohl der Familie gefährdete, leistete er keinen ernststen Widerstand, aber die Kinder gehörten ihnen gemeinsam. An denen hatte er dasselbe Recht wie sie, und wenn er leider so schwach gewesen war, sich bei einem derselben jeder Macht zu begeben, so sollte das beim zweiten nicht wieder vorkommen. Über seine Fee hielt er die starke Hand, der sollte kein Kleinlicher, erbarmlicher Gedanke die frohe Unbefangenheit rauben und die reine Seele streifen. Bei Schweichlers sei das Kind gut aufgehoben, da finde es die Sorgfalt, die Liebe und das Verständnis, das es bei der eigenen Mutter nicht finde, das diese einer Fremden und Unwürdigen schenke.

Das waren Worte, die Frau Minchen beleidigten. Im offenen Streit standen sich die Eheleute gegenüber, Anschuldigungen fielen hier und dort, Worte flogen wie spitze Pfeile, viel wurde gesagt, was nur die Aufregung des Augenblicks eingab, was aber schmerzlich verletzte und plötzlich gähnte zwischen den früher so Einigen ein breiter Spalt, der wohl schon lange sich in der Tiefe heimlich gedehnt und gebildet hatte und heute auseinanderriß, was ein Menschenalter lang tren zusammengehalten hatte.

Ganz unberührt von allem genoß Alfons still und friedlich die ländlichen Sommertage. Gegen irgendwelche Teilnahme an den Besorgungen und Vorbereitungen hatte er sich energisch gewehrt. Er fand die erste Familiengruppe reichlich ausgefüllt und eine Beteiligung an ihr total überflüssig. Dagegen hatte er Mamas dringende Aufforderung, sich der zweiten, dem Onkel und Fee, anzuschließen, mit anerkennendem Kopfnicken aufgenommen, aber nur sehr schwache Anstrengungen gemacht, um den Rat in die Tat umzusetzen. Er fuhr wohl mit dem Onkel nachmittags recht gerne einmal nach der Stadt, flanierte da ein bißchen herum, ließ sich in den Restaurationen als Kesse, Freiherr von

Biebermann, vorstellen und vom Onkel reichlich freihalten, aber für die Vormittage sah er taktvollerweise, freilich vom Onkel dazu indirekt aufgefordert, von jeder Beteiligung ab und ging in diesen unbeobachteten Mußestunden still und beschaulich seine Wege. Als Motto zu diesen konnte er das liebliche Volkslied singen: „Einsam bin ich, nicht alleine“, denn meistens traf er irgendwo in dieser lauschigen, grünumdämmerten Einsamkeit des alten Gartens mit Fränze zusammen.

Zuerst zufällig, wenigstens anscheinend zufällig, dann bewußt und gewollt. Hier liefen zwei Wege zusammen, die einem Ziele zustrebten, zwei Naturen fanden sich, die in allem Denken und Fühlen zusammenstimmten und die gleichen heißen, leidenschaftlichen und unreinen Instinkte in sich fühlten. Alles, was in Alfons schon vollkommen ausgereift und fertig war, lag bei Fränze freilich noch in der Knospe, aber unter dem Einfluß seiner Persönlichkeit und ihrer tollen, blinden Verliebtheit schloß es schnell empor, entfaltete sich und reifte.

Die Gestalt des Mannes, dem sich ihre Leidenschaft und ihre Sinne zuwandten, trat gerade jetzt, wo ihr ganzes Innere in so tiefer Verwirrung und Unsicherheit war, doppelt bestimmend in ihr Leben. Er hatte leichtes Spiel mit ihr. Sie warf sich ihm in die Arme in trotziger Besinnungslosigkeit, in dem Gefühl ihres Losgelöstseins von allem. „Gib nicht Vater, nicht Mutter, — nach wem soll ich fragen? Was tut's, wenn ich nicht besser bin als die, die mich ins Leben rief?“

In einem glühenden, duftschweren Sommertage wurde in Molitten Hochzeit gefeiert.

Frei hatte sich fügen müssen und mit Alfons das erste Brautpaar gebildet, Fränze mit Rolf Schweichler das zweite. Frau Amalie wollte triumphieren, sah dann aber wie auf Kohlen, als sie sah, wie schroff beide Paare sich bei der ersten möglichen Gelegenheit trennten und im gegenseitigen Wechsel wieder einten. Zum ersten Male kam sie dazu, ihren Alfons und Fränze so zu beobachten, wie sie sich das im Anfang vorgenommen hatte. So oft die beiden im Laufe dieser Woche im Familienkreise zusammen gewesen waren, hatten sie sich auffallend nicht um einander gekümmert und Frau Amaliens Argwohn, der so wie so durch hundert andere Gedanken gedämpft wurde, war dabei allmählich ganz eingeschlafen.

Heute schlug er in hellen Flammen auf. Die festliche Erregung, der Wein, die Stimmung des Hochzeitstages lösten die Masken, hinter denen die beiden sich bis jetzt vor den scharfen Augen der Mutter versteckt hatten. Ihre Blicke loderten ineinander, ihr Lächeln verriet geheimes Einverständnis, ohne jede Vorsicht strebten sie zusammen.

Frau Amalie saß in qualvoller Unruhe. Sie konnte nicht so hinter dem Paare her sein, wie sie wollte. Ihre Pflicht als Brautmutter band sie, und die heimlichen hastigen Winke, die sie Alfons gab, blieben von diesem ganz unbeachtet, oder wurden sogar mit einem übermütigen, spöttischen Lächeln beantwortet.

Dieser leichtsinnige Junge! Und wie die Fränze glühte und strahlte! Gleich morgen mußte er fort, ehe es zu spät war, ehe das Mädchen sich ihm ganz an den Hals warf. Es gab einen Skandal, wenn nicht ernstlich eingeschritten wurde. Morgen früh nahm sie ihn vor.

Am folgenden Morgen kam es aber nicht dazu. Katerfrühstück und Nachfeier ließen gar keine Gelegenheit zu irgendeiner Aussprache, besonders da Alfons und Fränze eine bewundernswürdige Geschicklichkeit im Ausweichen und Verschwinden besaßen. Nun, auf ein bis zwei Tage kam es schließlich auch nicht an, und die beiden benahmen sich jetzt wieder ganz vernünftig. Es war wohl nur der Hochzeitsdusel gewesen, der ihnen etwas zu Kopf gestiegen war und sie überschäumen ließ. Schließlich konnte Alfons doch nicht ganz einsichtslos sein und würde sich im Bügel zu halten wissen.

Beinahe war Frau Amalie beruhigt. Da, am Morgen nach den letzten Festlichkeiten, sie hatte noch nicht einmal mit der Toilette begonnen, trat der Sohn in ihr Zimmer.

„Morgen, teure Brautmutter! Gut ausgeschlafen? Auf den Vorbeeren deiner segensreichen mütterlichen Tätigkeit wohl geruht?“

„Alfons, ich muß ernstlich mit dir sprechen —“

„Sehr gut, — dacht' ich mir. Ich mit dir auch und vielleicht, wenn ich anfangs, erledigt sich eins aus dem anderen. Setz dich fest auf den Stuhl, Mamachen. Du hast in diesen Tagen viel Freude erlebt, hoffentlich sind deine Nerven dadurch so gestärkt, daß sie auch einen kleinen Schrecken ertragen können.“

„Alfons, — um Gottes willen —!“

„Na, na, rege dich nicht auf, die Sache ist nicht schlimm, wenn man sie nur mit den rechten Augen ansieht und schließlich wird dir ein Herzenswunsch erfüllt, — ich werde dir eine Schwiegertochter bringen.“

Sie mußte sich wirklich fest auf den Stuhl setzen, es flimmerte ihr vor den Augen. „Alfons, — mach' keine schlechten Witze, — red' im Ernst! Das kann ja nicht sein, — Fränze?“

„Ja, ja, Fränze. Still, Mamachen, hör' erst zu. Diesmal bin ich doch klüger gewesen als du. Ich kenne meine Pappenheimer, — Fränze ist Onkels leibliche, wenn auch nicht eheliche Tochter.“

„Ah! — Hast du Beweise?“

„Ja, chère mère, ausreichende Waffen, um in den Krieg zu ziehen.“

Sie saß ganz verwirrt da. „Ja, — aber —! Alfons, es ist ja doch unmöglich! Und wenn du auch den Onkel zu Geldopfern zwingen kannst, aber du, als Leutnant, du kannst doch kein Mädchen ohne Namen und Eltern heiraten!“

Er kaute an seinem Schnurrbart, war etwas blaß und lächelte spöttisch. „Unruhige dich nicht, mit dem Leutnant ist es vorbei. Schlichter Abschied, — kam als angenehmes Hochzeitsgeschenk! Ich wußt' es schon längst. — Mach' keine Redensarten und frag' nicht! Ich kann da keine Fragen vertragen. Malheur gehabt, — verdammtes Pech!“

Er war aufgesprungen und ging mit finster gerunzelten Brauen hastig im Zimmer auf und ab.

Die Greisfrau saß leichenblaß und mit zusammengepreßten Lippen da. Der Schlag traf sie im tiefsten Kern. Ihr Stolz, ihr Liebling, der den vornehmen Namen trug, der mit diesem und mit seinen äußeren Vorzügen alles Glück und alle Herrlichkeit erreichen konnte, — und nun zu Ende mit jeder Hoffnung.

Sie sank ganz in sich zusammen, ohne Kunstmittel und Toilette, blaß und grau, eine alte, gebrochene Frau, saß sie in ihrem Stuhl und die Tränen stiegen ihr langsam in die Augen.

Alfons hielt in seinem Gange inne. Halb spöttisch, halb mitleidig lächelte er auf sie herab. „Kopf hoch, Mamachen! Das ist kein Grund, um wie ein Häufchen Unglück dazusitzen. Steht Ihnen nicht, Gnädigste, was soll man sich darum grämen? Es stand immer zu erwarten. Deine Kinder haben mit der normalen Karriere kein Glück, glaub' es mir. Mit der Ludovika wird es auch noch schief gehen. Wir schwimmen erst im richtigen Element, wenn ein bißchen Niederlichkeit und Lumpentum dabei ist. Reg' dich nicht darüber auf, es ist so. Und untergeh'n tun wir alle nicht. Hör' mal zu, wie ich mir die Zukunft denke.“

„Zukunft? Ach, wie kannst du noch von Zukunft reden?“ stöhnte sie verzweifelt.

(Fortsetzung folgt.)



Wer sein will, was er nicht sein kann, bring's auch nicht zu dem, das er noch sein könnte. R. S.

Ernte in Flandern.

Aus dem Felde wird uns geschrieben: Als der Krieg ausbrach — mitten im Sommer war's, wie jetzt wieder — da sangen wir: „... in der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n!“ Bei den blutigen Kämpfen draußen in Flandern dachten wir nicht daran, einen dritten Kriegssommer erleben zu müssen.

Kugeln pfeifen drauß' in Flandern,
Wer schießt mit?
Trifft's den einen, trifft's den andern,
Einen jeden trifft es nit!

Viele fallen drauß' in Flandern,
Wer stirbt mit?
Reißt ein Hügel sich zum andern:
Tod in Ehr' ist deutsche Sitt'!

So sangen die Soldaten damals und ließen in ihrem Siegesmarsch hinter sich die Heimat und die Gräber der gefallenen Kameraden. Jetzt ist wieder Sommer. Immer noch tobt der Krieg. Aber in Flandern herrscht Ruhe. Die wilde Kriegsfurie leuchtet nicht mehr über der flandrischen Ebene, über dem leichtwelligen Hügellande. Jetzt scheint die Erntesonne herab, die Freundin des Landmannes, die freundliche Bringerin der goldenen Reife. Freilich, Feldgrau gibt es noch überall in Flandern; es sind die wackeren Landstürmer, die, das Gewehr im Arm, treue Wacht halten in den besetzten Gebieten. Wohl hat er die Kugel im Lauf, aber sie ist nicht für den Gegner bestimmt, der uns das Land wieder nehmen will, denn das wehrt der Kamerad da vorne an der Front... Die Erntezeit ist in Flandern gekommen! Wer Gelegenheit hat, durch das Land zu reisen, der freut sich über den Reichtum, der aus dem fruchtbaren Boden hervorgekommen ist. Überall weite Felder, die in die goldgelbe Farbe der reifen Ähren gekleidet sind. An vielen Stellen sieht man schon Stoppeln, an anderen liegen die sauber gebundenen Garben. Dort stehen die Garben in Reihen aufgeschichtet: die schweren Ähren hängen herab. Wir sehen die Landleute bei der Arbeit. Die Mähmaschine fährt auf und ab; die Halme sinken knisternd zu Boden, gleichsam mit einer dankenden Verneigung gegen die Allmutter Erde, der sie entsprossen sind. Männer mit aufgekrempten Hemdärmeln schwingen die Sichel in weitem Bogen. Frauen und Mädchen folgen und binden. Die weißen Kopftücher leuchten über den sonnengebräunten Gesichtern wie Niesblumen, die über die weite Ebene verstreut sind. An den Rändern der Felder flammt der rote Rohn auf, der hier ebenso häufig zu finden ist wie daheim die blaue Kornblume. Hier und da sind auch Feldgrau an der Arbeit, die Ernte zu bergen, namentlich an den Stellen, die nahe der Front liegen... Flandern könnte man das Land der Zölle nennen. Die weiligen Fluren sind durchbrochen von Gebüsch, langen Alleen; kleinen Flüssen und Landstraßen. Anmutige Dörfer mit kleinen Kirchen, freundliche Städte mit schmuden Bauten. Im allgemeinen herrscht überall Sauberkeit und Ordnung. Die Bewohner sind arbeitsam, freundlich und aufgeweckt. Sie schaffen vom Morgen bis zum Abend und freuen sich, wenn die Mühe ihrer Arbeit ihren Lohn findet. In den sauber gehaltenen Gärten beim Hause blühen die Blumen wie bei uns daheim. Die Kinder spielen auf den Gassen oder auf dem Ager ihre fröhlichen Spiele. Die Schreden des ersten Kriegssommers sind fast vergessen. Deutsche Organisationskunst hat fast alle Spuren des Durchmarsches verwischt. Der zweite Sommer machte es den Bewohnern so ziemlich zur Gewohnheit, daß die Deutschen nicht als Besiegte nüchtern würden. Und jetzt, im dritten Kriegssommer, glaubt kein Mensch mehr an eine derartige Möglichkeit. In dieser langen Zeit aber hat der Deutsche in stiller, emsiger Arbeit das Samentorn deutschen Wesens ins flandrische Land gesteckt. Allmählich ist die Saat aufgegangen; nicht überall mit gleichem Erfolge. Aber auch hierin steht eine gute Ernte bevor... Wie ich an all das deutsche Blut denke, das hier in Flandern für deutsche Ehre geflossen ist, und jetzt all das Schöne sehe, das hier unter deutschem Regiment entstanden ist, fällt mir das in diesem Kriege entstandene wunderschöne Soldatenlied ein, aus dem ich eingangs einige Zeilen hersehte und in dem es heißt:

Hi, wir scheuen keine Mühen!
Wir gehn mit!
Weil auf Mähen Ehren blühen,
Gehn wir all' in Schritt und Tritt, alle mit!

Wie aber würde es wohl, so denke ich, auf unseren deutschen Fluren aussehen, wenn dort die farbigen und weißen Engländer und Franzosen, die „Paralongmänner“ und die Verteidiger eines Kapitans Fratt, haufen könnten! Würden diese „Kulturträger“ in ihrer hinterlistigen Zerstörungs- und Vernichtungswut nicht ebenso arg im Westen gehaust haben, wie die Russen im Osten getan haben? Daran zweifelt wohl niemand von uns! Möchten doch das alle diejenigen in der Heimat bedenken, die durch die gewiß allen unliebsame Dauer des Krieges niehmacherische Anwandlungen bekommen. Wir dürfen nicht eher das Schwert in die Scheide stecken, bevor die Gegner gründlich von ihrem Bahn geheilt sind, Deutschland vernichten zu wollen. Und sollte ein dritter Kriegswinter kommen: wir gehen all' in Schritt und Tritt, alle mit! Wir da draußen und ihr daheim! Langsam reißt die Ernte heran, Wie aber eine Notreise eine Mißernte bringt, so würde auch ein Frieden, übereilt zustande gekommen, dem deutschen Volke nur Schaden bringen... (Zens. Bln.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Wie die Franzosen das deutsche Handels-U-Boot zerlegten. Die überraschende Fahrt des Handels-U-Bootes „Deutschland“ nach Amerika hat in der nicht wenig bestürzten französischen Presse die Veranlassung zu einer Komödie gegeben, die grotesker ist als alles, was die französischen Blätter sich bisher an Erfindungen und Reinfällen leisteten. Bald noch der Nachricht aus Baltimore brachte das „Echo de Paris“ die Mitteilung, daß die Fahrt des Handels-U-Bootes ein plumper Schwindel sei, und zwar berief sich das Blatt auf den „Ouest-Eclair“, der folgende erschütternde Neuigkeit zu berichten wußte: „Das berühmte Handels-U-Boot „Deutschland“ hat in Wirklichkeit niemals selbstständig die Reise von Deutschland nach Amerika zurückgelegt; vielmehr wurde es, in seine einzelnen Bestandteile zerlegt, durch einen neutralen Handelsdampfer bis in die Nähe der amerikanischen Küste gebracht, dann zusammengefügt und ins Wasser gelassen, um nur wenige Meilen bis zum Hafen von Baltimore zurückzulegen.“ Noch am Abend des Tages, an dem Frankreich diese Neuigkeit erfuhr, ließ der „Ouest-Eclair“ von sich hören, indem er seine staunenerregenden Ausführungen dadurch ergänzte, daß die Mannschaft der „Deutschland“ sich weigere, von Baltimore abzufahren, da der Handelsdampfer auf offener See sie nicht mehr zum Rücktransport habe erwarten können. Die Wahrheit über die Leistung der „Deutschland“, die mittlerweile im Hinblick auf die aus Amerika gemeldeten unumstößlichen Tatsachen auch von den wildesten französischen Phantasten nicht mehr angezweifelt werden konnte, veranlaßte das Pariser „L'Œuvre“, die Quelle des seltsamen Gerüchtes über das zerlegte Handelsboot aufzuklären. Das Resultat dieser Untersuchung setzt der ganzen Komödie die Krone auf; man fand nämlich, daß auch der „Ouest-Eclair“ den Artikel aus einem anderen Blatt bezogen hatte und zwar aus dem Witzblatt „Canard Enchaîné“, in welchem der bekannte Humorist Victor Snell die Geschichte von der Zerlegung des U-Bootes als Ull veröffentlichte. Man sieht, was geschehen kann, wenn Humoristen zur Unzeit ernst genommen werden.

Beobachtungen eines deutschen Arztes in einem englischen Konzentrationslager. In Hinblick auf die ebenso ungerechtfertigten wie gehässigen Klagen der Engländer über die angeblich schlechte Behandlung der englischen Zivilgefangenen in Deutschland gewinnt die Schilderung eines englischen Konzentrationslagers für Zivilisten, wie sie der deutsche Arzt des Deutschen Hospitals in London, Dr. J. I. zum Busch in einem von der Deutschen Medizinischen Wochenschrift veröffentlichten Brief wiedergibt, doppeltes Interesse. Trotzdem Dr. Busch als Arzt nach den Abmachungen der Genfer Konvention ohne weiteres zu entlassen gewesen wäre, wurde er nach monatelanger Ausübung einer segensreichen Tätigkeit im Deutschen Hospital in das Gefangenenlager von Stratford gebracht. Dieses Lager, in einem der schlechtesten Teile von London gelegen, ist von Fabriken umgeben, aus denen Tag und Nacht Rauch und üble Gerüche dringen, als Wohnraum dient eine frühere Zutefabrik, die seit vielen Jahren wegen ihrer unhygienischen Verhältnisse geschlossen war. Der als Wohn-, Ess- und Schlafzimmer gleichzeitig dienende große Raum hat in Ermangelung von Seitenfenstern nur Oberlicht, doch können bei Regenwetter die Dachlufen natürlich nicht geöffnet werden. Darum ist die Luft außerordentlich schlecht, und

überdies bringt eine Menge Regenwasser durch das schabhafte Dach herein, so daß viele der Insassen bereits kurze Zeit nach ihrer Einlieferung über Rheumatismus klagten. Auch die Heizung funktionierte nur ungenügend. Aber das Leben in diesem Lager erzählt der deutsche Arzt interessante Einzelheiten: Man schläft auf Strohsäcken, die auf zwei Brettern liegen, welche durch 3 bis 4 Zoll hohe Holzböcke von dem Steinfußboden entfernt sind. Jeder Mann erhält drei Decken, die mit dem gelben Pfeil — dem Zuchthauszeichen — gestempelt sind. Ich habe nicht gesehen, daß diese Decken von Zeit zu Zeit gereinigt oder desinfiziert wurden, trotzdem viele Kranke und besonders Tuberkulöse sich in dem Lager befanden und mitten zwischen den Gesunden lagen. Das Glasdach macht das Lager im Sommer heiß, im Winter kalt, und da die Schildwachen laut auf den Steinfliesen umher marschieren und das Wasser in den Heizröhren einen ständigen Lärm verursacht, außerdem die Jäger der nahen Eisenbahn polternd vorbeirattern, ist es schwer, Schlaf zu finden. Gut gesorgt ist hingegen für Wasch- und Badebelegenheit, und das Wasch- und Trockenhaus genügt in befriedigender Weise den Anforderungen. Die Bewegungsfreiheit ist äußerst eingeschränkt, da nur ein mäßig großer Hof als einziger Erholungsraum dient. Doch ist das Spazierengehen hier kein Vergnügen, da man es sich gefallen lassen muß, von den in den Jägen vorbeifahrenden Leuten mit nicht gerade schmeichelhaften Zurufen bedacht zu werden und da häufig ein Abscheuen aus den umliegenden Fabriken herabfällt. Der Tag ist streng geregelt. Um ½7 Uhr morgens wird aufgestanden, das Frühstück besteht aus Tee, Weißbrot und Margarine, wobei zu erwähnen ist, daß das Camp-Brot qualitativ sehr minderwertig ist und den Deutschen mindestens ebenso unschmackhaft und unverdaulich erscheint wie das so sehr gerühmte K-Brot den Engländern. Nach dem Frühstück müssen die Gefangenen das Lager lehren, Tische säubern, Geschirr waschen und überhaupt alles in Ordnung bringen. Von 9 bis 11 vormittags werden die Insassen des Lagers in den Hof gewiesen, wo es keine Sitzbelegenheit und keinerlei Schutz gegen Sonne und Regen gibt. Um 11 Uhr wird zur Pählung angetreten, um ½12 Uhr erfolgt die Instruktion durch den Kommandanten, welcher sich mit viel Pomp von seinen Offizieren und Unteroffizieren sowie einer Begleitwache von sieben Mann begleitet läßt. Dieser Instruktion, die länger als notwendig dauert, wohnen auch die mit Handschellen und Karabinern ausgerüsteten Militärpolizisten bei. Pafesendungen wurden zwar zugelassen, doch hatten die Gefangenen anfangs sehr unter den zahlreichen Diebstählen zu leiden, und dies wurde erst besser, als es ihnen gestattet wurde, dem Auspaß der Sendungen durch die Soldaten persönlich beizuwohnen. Trotzdem werden auch jetzt noch mancherlei gefandte Gegenstände durch die untersuchenden Soldaten zurückbehalten oder, wie es in der Lagersprache heißt, „abferbiert“. Das Mittagessen um 1½ Uhr besteht aus Suppe, einem Teller mit Hülsenfrüchten oder Reis und einem sehr kleinen, minderwertigen, oft ganz schwarzen Stück Gefrierfleisch. Um 4.30 Uhr gibt es wieder Tee, Brot und Margarine, und dieses ist die letzte Mahlzeit. Da die Engländer auch alte Männer einsperrten, deren längst naturalisierte Söhne in der englischen Armee dienten, kam es öfter vor, daß ein von der Front heimkehrender Tonny seinen Vater im Konzentrationslager besuchen mußte. Während das Leben in dem Lager bis vor kurzem unter der Leitung eines zum Obersten gemachten Zigarettenfabrikanten durch zahlreiche höchst überflüssige Härten verschärft wurde, hat sich dies unter der Leitung des neuen Kommandanten, eines Berufsoffiziers, etwas gebessert. Trotzdem ist es auch heute den Gefangenen nicht möglich, mit zahlreichen berechtigten Klagen Gehör zu finden.

Warum Johann Hinrich Fehrs Lehrer wurde. Der soeben hochbetagt verstorbene niederdeutsche Dichter Fehrs, der als plattdeutscher Schriftsteller neben John Brinmann mit vollem Recht Fritz Reuter an die Seite gestellt werden kann, war, bevor er sich ausschließlich der dichterischen Arbeit widmete, lange Jahre hindurch Lehrer. Als Sohn eines Lehrers hatte er auf dem hollsteinischen Landrücken im Dorfe Mühlenbarbek im engsten Kreise seine Kinderjahre verlebt, nur im Winter die Schule besucht und im Sommer Kühe und Schafe gehütet. Der Pfarrer, der Lehrer und mancher andere Dorfnotable noch wurden bald auf den „Kugen Kopf“ des Knaben aufmerksam; sie suchten die Eltern des jungen Fehrs zu bewegen, ihm eine höhere Schulbildung angedeihen zu lassen, da in ihm offenbar etwas „Besonderes“ stecke. Den Eltern sagte diese Fürsprache gar nicht sonderlich zu. Sie meinten, nachdem der ältere Bruder von Johann Hinrich bereits Lehrer geworden sei, solle Johann Hinrich Landwirt werden. Da fiel der ältere Bruder Johann Hinrichs, der Lehrer, im Krieg, und nun hatten die Eltern nichts mehr dagegen, daß auch er Lehrer wurde. Vor allem aus Sparsamkeitsrücksichten: „wegen de Böker“; denn die Bücher, die sein verstorbenen Bruder hinterlassen hatte, sollten nicht ungenutzt

im Schrank sich mit Staub überziehen. Voll Eifer begann Johann Hinrich seine Ausbildung, die im Seminar zu Ederförde ihren Abschluß fand. Er wirkte zuerst als Lehrer in Reinfeld, seit 1863 in Jhehoe. Hier führte er seine Gattin heim und gründete mit ihr eine Privatschule für höhere Töchter, die sich bald zu einer angesehenen Anstalt entwickelte. Als diese dann später von der Stadt übernommen wurde, konnte Fehrs ganz seinem Dichterberuf leben. Sein äußerer Lebenskreis war eng und ausgefüllt mit Mühe, Arbeit und Sorge, aber innerlich reifte in ihm in stiller Selbstbefinnung und glücklicher Tätigkeit das Lebenswerk des Dichters heran. Jedenfalls ist die Tatsache, daß Johann Hinrich Fehrs „wegen de Böker“ Lehrer wurde, und nicht sein Leben lang harte Bauernarbeit zu verrichten brauchte, für die Entwicklung seiner dichterischen Kunst, der wir so viel bleibend Wertvolles verdanken, von entscheidendem Einfluß geworden.

Die Gurke. Ein bekannter Feuilletonist sagte einmal in einer Betrachtung über die Sauregurkenzeit: „Die Gurken, obwohl als Erfrischungsmittel zur Zeit der erschöpfenden Sommerhitze allgemein geschätzt, haben dennoch der Jahreszeit, die sie reifen läßt, einen schlechten Ruf eingetragen.“ Das ist zwar sehr schön gesagt, richtig aber ist es nicht. In der Sauregurkenzeit reifen die Gurken noch lange nicht. Jean Paul bemerkt einmal irgendwo in seinen Schriften, daß „die Menschen und die Gurken nichts taugen, sobald sie reif sind.“ Die allgemeine Anwendung dieses Grundgesetzes in bezug auf die Menschen muß man mit einem großen Fragezeichen versehen, in bezug auf die Gurken aber trifft er zu mit einer einzigen Ausnahme, bei der es sich um die sogenannten Senggurken handelt. Wenn jemand gegen Ende des Sommers eine Gurkenpflanzung in Augenschein nimmt, so sieht er auf den Beeten einige gelbe und rotgelbe Gurken. Das sind die Samengurken, die dem Gärtner den Samen für das nächste Jahr liefern müssen. Das Fleisch dieser Samengurken wird zur Herstellung von Senggurken verwandt, in allen übrigen Fällen aber ruht man die Gurke, so besonders bei der Bereitung von Gurkensalat, Schmorgurken, zur Herstellung der sauren Gurke usw. nur im unreifen Zustande. Von reisenden Gurken zu sprechen, so schreibt uns ein Mitarbeiter, ist ebenso falsch, als wenn man sagen würde, daß im Mai die Stachelbeeren reifen, die uns in dieser Zeit ein ausgezeichnetes Kompott liefern. Die Gurke bedarf zu ihrer Reife jedenfalls einer sehr langen Zeit, die länger dauert als beispielsweise bei der Stachelbeere. Die Gurke und die Gurkenkultur ist gegen Ende des Mittelalters aus Byzanz auf dem Umwege über die slavischen Völker zu uns gekommen. Das zeigt uns auch schon der Name Gurke, dem das polnische Wort „ogurek“ zugrunde liegt. In der Römerzeit war allerdings eine Gurkenart nach dem Westen Deutschlands gelangt; an den lateinischen Namen der Gurke cucumis (Genitiv cucumeris) erinnert das Wort Kukuruz, dem man noch heute als Bezeichnung der Gurke im weßlichen Oberdeutschland, in Hessen und am Rhein begegnet. Die Erhaltung des Namens Kukuruz, der allerdings im Mittelalter auch für gewisse Melonenarten gebraucht wurde, zeigt uns, daß die Gurke seit der Römerzeit im Westen unseres Vaterlandes in Vergessenheit geraten war; von einer wirklichen Gurkenkultur in Deutschland kann man aber erst seit der Zeit des ausgehenden Mittelalters reden, in der uns unsere östlichen slavischen Nachbarn mit dieser nützlichen und wertvollen Pflanze bekannt gemacht haben. Die Gurke bedarf zu ihrem Gedeihen guter Düngung, ausreichender Bewässerung und sehr viel Sonne. Eine dichte Schale, die die Frucht umhüllt, verhindert die Ausdünstung der inneren Feuchtigkeit, so daß sich in ihr während der Monate, in denen der Sonnenbrand alles versengt, ein reichlicher, immer kühler Saft ansammelt, der dann den Esser besonders erquickt. Nicht jede Gegend oder Bodenart eignet sich zur Gurkenkultur; es gibt besonders vorzügliche Gurkenländer in Deutschland, von denen hier einige besonders genannt seien: in der Mark Brandenburg der Spreewald, in Schlesien die Umgegend von Liegnitz, in Sachsen und Thüringen die Gegenden des mittleren Saaletales und seiner Nebentäler, in Bayern die Umgegend von Bamberg, ferner einige Landstriche von Baden und der Pfalz. Am ältesten ist bei uns die Verwendung der Gurke zum Gurkensalat; man gebrauchte auch früher den Saft der Gurke als Schönheitsmittel, weil man ihn die besondere Kraft zuschrieb, die Sommerprossen zu vertreiben. Die Kunst, die Gurken durch Ein-salzen und einen damit in Verbindung gebrachten Gärungsprozeß zu konservern, haben zuerst die Russen in großem Umfange geübt. Bei dem Groß- und Kleinsalzen bildet die saure Gurke schon längst ein unentbehrliches Nahrungsmittel, von dem er den ganzen Winter hindurch lebt und mit dessen Hilfe er sich durch die langen strengen Fasten der griechisch-orthodoxen Kirche durchschlägt. Lange Zeit hindurch hat sich auch bei uns nicht nur die Herstellung, sondern auch der Genuß der sauren Gurke auf diejenigen Gegenden beschränkt, die ehemals von Slaven bewohnt waren und nachträglich germanisiert worden sind; jetzt hat aber die saure Gurke schon längst ihren Siegeszug durch ganz Deutschland angetreten.